

# Buntes Allerlei

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **28 (1924-1925)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie mancher kühle Blick fliegt zu dem Kind hin, wie oft und oft versucht es umsonst, die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich zu ziehen und Antwort auf eine Frage zu erhalten. Schließlich begnügen sich unsere Kleinen — wie oft aber so großen — Philosophen mit den Spielgefährten oder andern Dingen, die ihnen Antwort geben, und der Friede ist wieder hergestellt.

Dem Verhalten der Mütter entspricht auch das der Dienstmädchen, die oft mit bewundernswürdiger Hingebung sich für das kleine Kind einsetzen, das größere aber unwirsch abschütteln.

Vielleicht ist es natürlich, daß das hilfsbedürftigere Wesen die Mutter mehr zur Betätigung lockt, vielleicht ist auch der körperliche Zusammenhang noch größer, so lange man das Kind auf den Armen trägt, vielleicht empfindet man das kleine Kind noch viel mehr als das eigene Geschöpf, als Eigentum, über das man Besitzrechte hat, das die Erfüllung aller Hoffnungen gewährleistet. Das wehrlose kleine Kind — ich spreche nicht von dem verwöhnten Hausknechten, wo das Problem sich wieder ganz anders stellt — fügt sich naturgemäß der Macht, den Eltern, und verstärkt dadurch die Vorstellung, daß es nach ihrem Wunsch und Willen geformt werden könne. Das Schulkind dagegen fühlt sehr rasch, daß es noch eine andere Umwelt mit andern Gesetzen gibt als das Elternhaus und es wird sich automatisch da anpassen, wo es den geringern Widerstand findet. Seine Eigenart stärkt sich im Wettkampf mit andern, es stärkt sich auch sein Unabhängigkeitsgefühl, wenn es einmal verlernt hat, mit allem zuerst zu den Eltern zu kommen. Raum je wird es dann spä-

ter gelingen, mehr als pflichtgemäßes Verhalten zwischen den Generationen zu schaffen.

Wo der erste Schultag eine Kluft aufreißt zwischen Eltern und Kindern, ist er der Ausgangspunkt für ein Leid, das um so größer ist, als wir Alle gebunden sind durch das Bewußtsein der Heiligkeit unseres Zusammenhangs mit Vorfahren und Nachkommen. Eines Tages stehen wir Eltern da mit einer Liebe, die nicht mehr begehrt wird, die Kinder mit einem Heimweh, das nicht mehr gestillt werden kann.

Scheinbar harmlos beginnt die Tragödie: ein Kindchen fragt die Mutter zwei-, dreimal und bekommt keine Antwort, ein formuliertes Begehren wird unfreundlich abgewiesen, während das Weinen oder Schreien des Babies aufmerksamste Beachtung findet oder eine Mutter hat „keine Zeit“, wenn gerade etwas so fürchtbar Wichtiges vor sie, die höchste Instanz, gebracht werden sollte.

Wenn man sie so draußen sieht im Sonnenschein, Mütter und Kinder und als stiller Beobachter sich seine Gedanken macht, so mischt sich in das freudige Bewundern stets erneuter Lebenskräfte ganz selbstverständlich auch das Bedauern darüber, daß der Mensch so viel des Kostlichsten, was ihm gegeben ist, verdorren läßt. Es geschieht nicht aus bösem Willen, sondern aus Mangel an Einsicht, aus falscher Einstellung zu den Lebensgesetzen, aus einer gewissen Seelenträgheit. Nicht nur für das, „was du ererbt von deinen Vätern hast“: nein für alles was uns zu teil wird, ja sogar für das, was wir selber als Schöpfer in die Welt zu stellen glauben, gilt eben Goethes Wort: „Erwirb es, um es zu besitzen.“

Ida Häne-Lux, Zürich.

## Buntes Allerlei.

**Eiszeitmessung und Menschheitsalter.** Aus der Tertiärzeit kennt man noch keine menschlichen Knochenreste; fast sicher hatte damals sich der Mensch noch nicht aus dem Tierstamm heraus entwickelt. Angebliche Feuersteinwerkzeuge des einst gemutmaßten Tertiärmenschen haben sich als Naturprodukte erwiesen.

Vor wohl mehr als 500,000 Jahren begann die Eiszeit. Bis etwa ums Jahr 300,000 vor dem Beginn der heutigen Zeitrechnung waren nach gegenwärtigen Schätzungen der möglichen Bildungsgeschwindigkeit von Gletscher- und Schmelzwasserablagerungen drei Abschnitte der Eiszeit verstrichen: die erste Eiszeit, die erste Zwischeneiszeit und die zweite, längste und käl-

teste Eiszeit. Aus diesem großen Zeitraum stammen aus nicht vereister tropischer Gegend, und zwar aus Java, die denkwürdigen Knochenreste des Affenmenschen oder Pithecanthropus, und annähernd ebenso alt ist auch bereits ein richtiger, obwohl noch affenaher Mensch, der Heidelbergmensch oder Homo heidelbergensis, der im Flußsande beim Dorfe Mauer unweit Heidelberg seinen plumpen und rohen, noch fast finnlösen, aber bereits durch nicht mehr vorspringenden Eckzahn menschenartigen Unterkiefer zurückließ.

Weitere 100,000 Jahre dauerte die verhältnismäßig breite und für die Entfaltung menschlicher Fähigkeiten wohl günstige zweite Haupt-

zwischenzeit. In sie fallen die ältesten Reste vom Neandertalmenschen und das älteste menschliche Feuersteingerät. Auch dieser Mensch hatte noch eine fliehende Stirne, ein fliehendes Kinn und starke Augenbrauenwülste, und sein hauptsächlichstes Feuersteingerät waren die etwa mandelfernförmigen, anfangs sehr großen Faustkeile, die später mit Griffstelle für die Hohlhand versehen, sodann auch verkleinert wurden.

Weitere 70,000 Jahre brachte die dritte Eiszeit und die Faustkeilkultur, weitere 60,000 Jahre die letzte Zwischenzeit und die Kulturstufe der sog. unteren Mousterien; der abermals kleinere Faustkeil des Neandertalers wird oft geschäftet, somit als Messer verwendet.

Etwa 60,000 Jahre dauerte die letzte Eiszeit. In ihren Anfang reicht noch die Faustkeilkultur, der Neandertalmensch und die Stufe des oberen Mousterien hinein, wird aber dann abgelöst durch die beginnende Rlingen-Kultur oder Renntierverarbeitung, also mehr Knochengesetz, und den Aurignacmenschen, der etwa zwischen dem Neandertaler und dem heutigen die Mitte hielt. Speere, Harpunen, Knochnadeln und Knochnschmuck bringt die dem Mousterien folgende Stufe des Aurignacien, feine weidenblattförmige Messer das dann folgende Solutreen, dazu Schnitzereien in Knochen und Elfenbein menschliche Figuren von Buschmannthypus.

Die letzten 14,000 Jahre der letzten Eiszeit umfasst die letzte Abschmelzperiode, zugleich die Kulturstufe des Magdaleniens, in welcher neben Knochengesetz und Knochnkunst — die oft Tiere, namentlich Renntier, Pferd und Mammut darstellte — auch Malereien an den Wänden der Wohnhöhlen des Menschen erscheinen, darunter farbige Bilder vom Bison, Auerochsen und Nashorn, sowie vom Menschen als Jäger.

Rund 13,000 Jahre setzt die Berechnung, auf der vorstehende Angaben beruhen, für die nacheiszeitliche oder Jetztzeit an. Mit ihr ist die Altsteinzeit zunächst durch die mittlere Steinzeit abgelöst. Durch eine Landsenkung war die Ostsee entstanden, anfangs als kaltes, Finnland überflutendes Meer, dann durch Landhebung als Süßwassersee, dann wieder durch breite Verbindung mit der Nordsee als salzreiches Meer, doch nun mit Muscheln des Südens: das ist die nacheiszeitliche Wärmezeit. Zur menschlichen Kultur gehört jetzt der Haushund, dann auch das Hausrind.

Vor rund 7000 Jahren begann die jüngere Eiszeit mit poliertem Steingerät, Töpferei,

Pfahlbauten und Ackerbau. Vor 4000 Jahren begann die Metallzeit — anfangs Bronze, dann Eisenzeit — und ums Jahr 1000 nach Christus infolge Zunahme der Menschenzahl die Rodung der Waldgebirge mit Ausnahme der heute noch bewaldeten Kämme.

#### Die Masai-Neger als gute Beobachter.

Von jeher haben (nach Mecker) die Masai, deren Heimat im Gebiet des Kilimandscharo in Ostafrika liegt, den Stich der Moskito als Vorbedingung für Erkrankungen an Malaria angesehen. Dadurch werde dem Menschen ein Gift eingepflanzt, das die Ursache der Krankheit sei. Darum meiden sie die Nähe von Sümpfen und stehenden Gewässern, auch nur von Wasserlachen, die nach Regen sich bilden, für die Anlage ihrer Kraale. Tritt das Übel dennoch heftig auf, so verlassen sie den Platz sofort. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat die Wissenschaft diesen von dem Naturvolk der Masai beobachteten Zusammenhang zwischen Stechmücken und Malaria als richtig erkannt und nachgewiesen.

In seinem schönen Buche „Wild, Wald, Steppe“ bestätigt D u g m o r e indirekt die Angaben von Mecker. Es heißt da nämlich: „Eines hat mich bei den Masai immer gewundert, daß sie ihre Dörfer selten an das Wasser bauen. Den Grund hiefür habe ich nie herausfinden können.“ Er hat sich eben zu wenig lang im Wohngebiet der Masai aufgehalten, um über die Sache ins Klare zu kommen.

Nicht minder interessant ist die Tatsache, daß sie die Pocken durch Impfung bekämpfen, indem sie Pockeneiter eines Kranken in Schmitte einführen, die sie auf der Stirne anbringen. Diese Neger sind also Anhänger der Schutzpocken-Impfung.

Dr. R. B.

#### Affenlogik.

Alle Affen untersuchen bekanntlich jeden Gegenstand genau, selbst Kästen mit photographischen Platten. Diese hatten für Tups — ein zahmer Affe — ein Extrainteresse; als Weibchen war er eitel, benutzte die Platten als Spiegel und versuchte mit schnellem Griff, die vermutlich dahinter sitzende Feindin zu fassen. Auch die Kafesbüchse wurde auf ihren Inhalt geprüft, das war lohnender. Einmal haben wir damit den armen Tups auf einen großen Leim gelockt. In einen derartigen leeren Kasten hatten wir eine erlegte Schlange getan und das Ganze auf den Eßtisch gestellt. Sobald sich Tups unmerklich glaubte, schlich er heran, sprang auf den

Tisch, noch ein orientierender Blick in die Runde, dann ging es an den Kasten. Als er aber den Deckel öffnete, rührte ihn beinahe der Schlag; fauchend und schimpfend war er im nächsten Augenblick auf einen Baum entflohen. Schlangen sind ja für Affen der Inbegriff alles Schrecklichen. Nachdem der Affe sich beruhigt hatte, ging ich an den Tisch, und da fing das Tier, wie ich mich dem Kasten näherte, ein derartiges Gezeter an, sprang vom Baum und zog mich an den Hosen, daß kein Zweifel war, es wollte mich warnen. (Berger, In Afrikas Wildkammern).

Dr. R. B.

**Kindertränen.** Es gibt nicht nur Kleidermoden, sondern ebenso Kunstmoden und wissenschaftliche Moden. Man braucht nur an die Heilkunde, an das „Aberlassen“ zu denken, um dessen ganz gewiß zu werden. Die Tatsache ist bedauerlich, beruht aber auf so tiefen Gründen, daß sie eben als Tatsache hingenommen werden muß. Keinesfalls aber sollte sich die Mode breitmachen auf einem Gebiet, wo sie wirklich nicht hingehört, auf dem der Erziehung nämlich. Sie herrscht da leider kaum weniger uneingeschränkt als anderswo, und sie äußert sich in einem steten Schwanken von Strenge zur Milde; von Milde zur Strenge. Wir meinen nicht das Schwanken des einzelnen Erziehers; das ist ja menschlich und entspricht sogar bis zu einem gewissen Grade dem richtigen Grundsatz, daß die Verfehlungen der Zöglinge ganz verschiedenen zu werten sind, sondern das Schwanken von Generation zu Generation. Man kann, wenigstens die letzten zwei Jahrhunderte hindurch, fast in allen europäischen Ländern verfolgen, wie auf ein strafloses Geschlecht ein nachsichtiges folgt, immer auf ein allzu hartes ein allzu weiches. Die Erklärung liegt nahe. Wenn aus den Kindern Eltern werden, dann wollen sie es eben anders machen als ihre Eltern. Teils aus Trotz, teils aus Bescheidenheit; sie betrachten sich selbst als das Werk ihrer Eltern und finden, daß sie übel geraten sind — also zu schwer für uns waren. Den einen haben unlösliche Rechnungen um wundervolle Frühlingssnackmittage betrogen, den andern hat der deutsche Aufsatz bis in den tiefsten Schlaf verfolgt, dem dritten haben die unregelmäßigen Verben der fremden Sprachen die ganzen Sommerferien verdorben. Nun freilich, die Herren Professoren verlangen zuweilen Unmögliches. Aber warum lächeln wir Alten, wenn wir an unsere Schulnöte zurückdenken? Weil das Leben noch viel „unvernünftiger“ Forderungen

stellt als die Schulgewaltigen, und weil wir längst eingesehen haben, daß sie bewußt oder unbewußt im Grunde das Richtige getan haben. „Ein Schüler, von dem nie etwas verlangt wird, was er nicht oder noch nicht leisten kann,“ sagt John Stuart Mill, der doch ein Wunderkind war, „wird nie alles leisten, wozu er fähig ist.“ Nicht — oder noch nicht — darin liegt es. Auch in dem willigsten Schüler steckt ein gerütteltes Maß voll Bequemlichkeit, und wenn er nicht gezwungen wird, sich eines Teiles davon zu entledigen, so wird er nie zum Bewußtsein seiner ganzen Kraft gelangen. Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen, — das wußten schon die Griechen. Und wer sich von der verzärtelnden Ruhmenweisheit der letzten Jahrzehnte zu anderen Meinungen hat verführen lassen, den dürfte das gewaltige Erlebnis der allerletzten Jahre wieder zu der gesünderen Auffassung der Alten bekehrt haben.

#### Skaven haltende Ameisen.

Im Bergwald von Neu-Guinea beobachtete Dehner (4 Jahre unter Kannibalen) ein Ameisenvolk, kleine weißgrüne Tierchen, die in Baumstrünken leben. Sie sind nur klein, halten sich aber große bernsteinfarbige Artgenossen als Sklaven. Sie schicken diese als Sammler aus, überwachen deren Arbeit und nehmen ihnen an den Eingängen zum Bau die hergeschleppten Materialien ab, verstauen diese Beute in den Vorratskammern und treiben die Großen zu neuen Erkundungsgängen an. Wehe, wenn einer der Bernsteinfarbigen vor der Abendstunde in den Bau einzuschlüpfen versucht! In Massen fallen sie über ihn her und beißen ihn hinaus. Erst nach voller Arbeitszeit dürfen die Sklaven den Staat betreten, in dem sie ihre eigenen Unterkunftsräume besitzen.

Dr. R. B.

**Eine gute Antwort.** Der Kardinal de Luynes am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten ließ sich bei einer feierlichen Gelegenheit die Schleppe seines Gewandes von einem Ritter tragen. Über diese Anmaßung sprach sich der ebenfalls anwesende Marquis de Conflans ziemlich abfällig aus. Der pretentiöse Diener Gottes erklärte, die Sache sei schon in Ordnung und der Ritter hätte den Priester zu ehren. Übrigens habe er auch schon ein Glied der Familie Conflans als Schleppenträger gehabt. „Das ist schon möglich,“ erwiderte der Marquis kalt, „es hat in unserer Familie schon immer arme Teufel gegeben, die, um leben, zu können, den Teufel beim Schwanz ziehen mußten!“